

Offener Schreibbrief von Lizzie Hanftengel.



No. 596. Ein paar Tag zurück hen ich mit den Philipp, was mein Hosband is, emal en ganz gehörige Kumpus gereiht. Wisse Se, Mister Eithor, mir hen in unser Behäntem en Kohlesteller, wo grad an den Fuß von die Stepps is. Sella Kella hat auch e Diehr und selle Diehr steht als e Ruht auf, so daß, wenn ich in die Dunkelheit schnell emal in das Basement laufe muß, for ebbs zu hole, lid mich immer mein Kopp gege die Diehr bümpe. Das is off Kohrs nit artig egrieckel un ich wer'n die Bumps an mein Kopp gar nit los. Den annere Dag hen ich auch emal schnell daunstehrs gemußt un idühr genug die Diehr von den Kohlesteller war widder auf un ich sin mit meine Kohrs so hard dagege geront, daß ich ganz schredlich gebüt hen. Da hen ich die Lein gezege. Ich hen zu den Philipp gesagt, daß mit die Diehr ebbs gemacht wer'n müßt, sonst deht ich aus den Haus gehn. Ich hen zu ihn gesagt, er sollt escheint sein, daß er als Mann wo auf die weite Welt nids zu duhn hätt, so ebbs mit ansehen könn. En annere Mann wo ebbs for seine Frau kehre deht, der hätt schon längst die Sach geschicktscht, awwer, ich wißt ja, daß er nids un mich gewisse deht.

Well, hat er gesagt, er wär ja doch kein Medännid, awwer er wollt emal sehn, was er duhn könn. Er is in den Hardwehrtstohr gange un hat ebbs mit heim gebracht, wo er an die Diehr geschtrukt hat un wo er sagt, das deht die Diehr von selbst schliese, wie mer auf deitsch sage duht: abtomatidele. Well, es hat auch ganz schön geschickt un ich sin froh gewese, daß ich mich jeht wenigstens nit mehr zu inscherre hen brauche un daß ich kein Rüst mehr geront hen, wenn ich in den Keller gemußt hen. Wie die Buwe beim sin komme, hen se off tohrs das Lad inspedie gemißt. Wenigstens zehn Daunsend mal hen se die Diehr auf un zu gemacht un ich sin schuhr, se hätte das Lad gerunt, wenn ich se nit hätt ans den Behäntem gehn mache. Der Wenne hat gesagt: „Er wär schuhr, die Geschichte deht auch keine Ewigkeit halte, in Frädt deht es zu ihn gude, als wenn die Spring schon genielet hätt.“ Nach den Sopper hen ich die Rids ins Bett gehn mache un ich hen mich hingeseht un hen e wenig in den Pehper, gelese. Dabei is es mich auf einmal so kalt geworde, daß ich gedentt hen, ich besser gehn in den Keller un duhn noch e paar Schöffels voll Kohle an die Firnis un gewisse se noch en gute Schökel. Ich sin auch daunstehrs un hen mich die Schöffel kriegt. Dann sin ich in den Kohlesteller, for die Schöffel zu fülle un wie ich drin war, hen ich genohit, wie die Diehr widder von selbst zu gange is. Well hen ich gebentt, das Ding duht ja ganz schön schaffe. Wer kann awwer mein Schrede immatichinne, wie ich ausgefunne hen, daß ich die Diehr hen nit mehr aufmache könne! Se war zu un is zu gebliwene. Bei Galle, ich hen an den Lade erum gefohlt, ich hen die Diehr geritelt un geschicktscht, awwer se hat nit gemußt. Ich muß sage, ich hen gar nit gut geföhlt. In den Kohlesteller is es troh den große Peil Kohle so kalt wie in e Eisbad gewese un ich hen geschwiwert von owwe bis unne. Ich hen mich mit meine zwei Hunnert Pounds gege die Diehr falle losse, awwer das hat auch nids geholve. Ich hen große Vumps Kohle gege die Diehr geworfe, awwer, die war so fest, als ob se von Eise gemacht wär. Ich hen dann for e paar Minnits in meine Efforts gestappt, un wie es so ganz still war, daß ich nit emal mei Dente hen höre könne, da hen ich auf einmal so e sonniges Neus gehört un es hat mich auch gar nit lang genomme, for auszufinne was es war: es ware Meis, wo da erum gelaufe sin! Well, Se wisse mehbie, was e Lehbie verschrede duht un geschicktscht werd, wenn se weis, se is in Kompenie mit e Maus! Ich sin so schnell wie ich gelonnt hen, owwe auf den Peil Kohle geknappelt un hen meine Schließ mit e Kopp wo ich in die Dunkelheit aufgespidt gehabt hen, zu gebunne. Awwer der Peil Kohle is auf einmal ins Ruffche komme un die nächste Minnit hen ich an den Flohr gelege un wenigstens drei Hun-

neri Pounds Kohle an Lapp von mich. D, ei tell juh es war fier! Ich war'n zu Dohr geschicktscht! Da is mich en Eide komme. Ich hen gebentt, das beste werd sein, wenn ich doch das Fenster krawele so daß ich wenigstens zu Wedesweilersch gehn un den Philipp hole kann. Ich sin auch an das Fenster komme, ich hen es auch aufgebracht, awwer was dente Se, was das for en Schapp war, das Fenster mit mein Babbie zu riefsche! Jedesmal, wenn ich mein Kopp dorch gehabt hen, dann is der Peil Kohle gerutscht un ich sin widder erunner geschlippt. Schließlich hen ich awwer doch mein Kopp dorch kriegt un ich hen so ganz langsam nachgeschome, bis ich auch mit meine Wehst dorch war. Da is das verbollte Fenster erunner gefalle un ich hen da gehängt wie in e Träpp, bitahs der Kopppeil hat auch widder gemußt. Schoft bin-kositt! Ich hen nit vorwärts un nit rückwärts getonnt, weil ich in den Fenster gelickscht war un da hen ich gestart zu hallern. Ich hen: Mörder, un Feuer un Bolies un einigee gehalten, was mich nur in den Kopp komme is un schließlich hat es Jemand nedst Dohr bei Wedesweilersch gehört. Ich hen genohit, wie die Salubndiehr auf is gange un e paar Fellerich sin eraus gestetzt komme un hen Knippel in die Händs gehabt. Se hen inwoerall erum gedugt, bis se mich gefese hen un dann hen ich meine Konklusiusnehssthee-verlore. In mein nächste Brief will ich Ihre verzähle, was es noch gewore hat. Dente Se nit, daß ich jeht gefeseht gewese wär, bitahs das is nit der Räs. bitahs das is nit der Räs.

Mit allerhand Achtung Yours Lizzie Hanftengel.



Radeltchen (am Schalter): „Ein Billet nach Badenheim!“ Beamter: „Militär- oder Kinderbillet?“



„Aurt, wie oft hab' ich die gesagt, du sollst mit den Kindern auf der Straße nicht spielen.“ „Aber Mutti, — sie haben ja mit mir gespielt.“



„Du liebt mich nicht mehr, Alfred, das sehe ich klar und deutlich seit Lamsam.“ „Wenn du das so deutlich und klar siehst, liebt du mich schon gar nicht mehr, denn die wahre Liebe ist blind!“

Das Du dem Leben verbankeht, das darfst Du Dir selber auch danken, denn nur der tätigen Kraft gönnen die Stunden ihr Gold.

Neues von der drahtlosen Telegraphie.

Von Hans Dominik.

Die drahtlose Telegraphie kann heute auf eine Geschichte von fünfzehn Jahren zurückblicken. Die jüngste Tochter der Elektrotechnik, ist sie doch ein wenig älter als der Automobilismus, mehrere Jahre älter als die Flugtechnik. Und diese jüngeren Gebiete der Technik haben das allgemeine Interesse vorübergehend von ihr abgelenkt.

Aber im stillen hat sie desto größere Fortschritte gemacht und Ziele erreicht, die noch vor wenigen Jahren für völlig unerreicht galten. Besser als Worte geben Zahlen den Beweis für diese Behauptung. Noch vor vier Jahren galt eine Nachrichtenübermittlung der gewöhnlichen Schiffstationen nach dem Lande zu über 175 Meilen als eine recht ansehnliche und kaum nennenswerth zu überbietende Leistung. Und nun mögen daneben beispielsweise die letzten Leistungen des Vlodampfers „Kaiser Wilhelm II.“ betrachtet werden, welche die Telefunken-Gesellschaft soeben bekannt macht. In der Nacht vom 8. auf den 9. September hatte der Dampfer zunächst eine Verbindung mit der funktentelegraphischen Station zu Quessant auf einer Entfernung von 1200 Meilen. Wenige Stunden danach trat er mit der deutschen Station zu Norddeich sogar über eine Entfernung von 1700 Meilen in Verbindung. Dann sprach er mit Vost Head über 1200 Meilen, und schließlich mit Great Haven über 960 Meilen. Besonders sei bemerkt, daß das Schiff nicht etwa nur Depeschen aufnahm, die von den riesigen Landstationen in den Raum gebüht wurden, sondern, daß es mit der eigenen kleinen Schiffstation über die gewaltigen Entfernungen von 300 bis 400 geographischen Meilen Depeschen abschickte, die am Lande gut aufgenommen und per Draht weitergegeben wurden. Diese rund verzehnfachte Leistung in der Reichweite verbandt man einem neuen System, das nach den Entdeckungen des Professors Wien von der deutschen Telefunken-Gesellschaft ausgebildet wurde und unter dem Namen der „lösenden Löschfunken“ bekannt geworden ist. Das Wesen dieser neuen und hochwichtigen Erfindung läßt sich am besten erklären, wenn man die Funkenstation mit einem Musikinstrument vergleicht, mit dem sie in physikalischer Beziehung ja so manche Ähnlichkeit besitzt.

Die Funkenstation des Jahres 1908 läßt sich wohl mit einem Klavier vergleichen. Der Schlag auf die Klaviertaste, durch den der Hammer gegen die Saiten geschleudert und die Saite ins Schwingen gebracht wird, war der einzelne träge Funken. Der ging zwischen zwei Pole über und brachte einen elektrischen Kreis ins Schwingen, der wohl der Klaviersaite vergleichbar ist. Die Station des Jahres 1911 mit lösenden Löschfunken kann man dagegen wohl mit einer Geige vergleichen. Da wird der Ton nicht durch einen einzelnen Schlag erzeugt. Vielmehr gleitet der solophonisierte Bogen über die Geigenrinne und reißt sie permanent an. Winzige Bruchteile einer Sekunde hindurch nimmt der streichende Bogen die Saite mit, läßt sie dann frei wegschwingen, faßt sie von neuem, gibt ihr wieder einen Anstoß und so weiter. Während also der Klavierhammer die Energie, die wir als Ton empfinden, mit einem einzigen kurzen Schläge in die Saite pakt und diese dann längere Zeit sich selber überläßt, führt der Geigenbogen der Geigenrinne die Energie beinahe kontinuierlich zu.

Und in derselben Art geht es beim System der lösenden Löschfunken. Bei der gewählten Anordnung gibt der einzelne Funke seine elektrische Energie rapid schnell an das schwingende System ab und verläßt dann, so daß man tausend, ja sogar zweitausend Funken in der Sekunde durch den Apparat gehen lassen kann. Dadurch aber hat die Energiemenge, die nun aus dem schwingenden System in den Raum gestrahlt wird, gegen früher eine Verhundertfachung erfahren, und daher erklären sich die erstaunlichen Leistungen der neuen Stationen.

Und noch eine weitere Ähnlichkeit zeigt sich zwischen der modernen Station und einem Musikinstrument. Im Telephon der Empfangstation wird die schnelle Funkenfolge der sendenden Station als ein klarer, musikalischer Reiz und durchdringender Ton gehört, als ein Ton, der direkt an den Klang einer Geige erinnert. Daher die Bezeichnung „lösende Löschfunken“, denn die früheren Apparate riefen im Telephon nur ein Knarren und Knarren hervor. Mit den neuen Stationen bleiben die Schiffe zwischen Hamburg und New York heute während der ganzen Fahrt in Verbindung mit dem Lande. In der Mitte des Ozeans, wo die Schiffstationen nicht selber bis ans Land reichen, geht der Verkehr vom ersten Schiff zum zweiten und von diesem dann sicher an Land. Dagegen behaltten die großen Landstationen immer Verbindung mit den Schiffen, so daß man jedem Amerika-Dampfer Telegramme direkt nachsenden kann. Nur auf der langen Südamerika-Fahrt ist während dreier Tage der ganzen, zwanzig Tage währenden Fahrt auch die Verbindung vom Lande her indirekt, das heißt, sie geht erst über ein anderes Schiff. Aber auch hier ist der

Dienst durch die deutsche Betriebsgesellschaft für drahtlose Telegraphie bereit organisiert, daß der Verkehr von Cuxhaven bis nach Montevideo und Buenos Aires ohne Unterbrechungen durchgeföhrt werden kann.

Dabei sind die Preise für Radiotelegramme nicht hoch, in jedem Falle nicht höher als Kabeltelegramme über den Ozean. Betrachten wir ein solches Funkentelegramm von zehn Worten, das einem Passagier auf einem New York-Dampfer nachgeschickt wird. Da kommt zunächst die Landgebühr von fünfzig Pfennig für das Telegraphieren der Depeschen auf den Leitungen der Post bis zur drahtlosen Küstenstation. Es folgt die sogenannte Küstengebühr von 1.50 M. für das funktentelegraphische Herausfinden der Depesche und endlich die Bordgebühr für die Annahme der Depesche auf dem Schiffe und ihr Ausföhren an den Empfänger in Höhe von 3.50 M. Unter Benützung einer deutschen Küstenstation kostet das ganze Telegramm also nur 5.50 M., und der Preis erhöht sich bei der Benützung holländischer, französischer oder englischer Stationen nicht allzu sehr.

Die drahtlose Telegraphie, lange Jahre hindurch ein physikalisches Problem und dann ein Verständigungs-mittel der Kriegsmächte, ist also heute ein allgemeines Verkehrsmittel geworden, dessen sich jeder, der Interesse daran hat, für billiges Geld bedienen kann. Immer mehr wird sie bei fortschreitender Verbesserung und Entwicklung dem überseeischen Kabel Konkurrenz machen.

Allerlei vom Bleistift.

Von Hans Dominik.

Es ist mit der Benennung unserer Schreibwaren ein eigenartiges Ding. Schon seit vielen hunderten Jahren schreiben wir nicht mehr auf den dreien Schilfblättern der ägyptischen Papyruspflanze. Aber trotzdem nennen wir unsern modernen Schreibstoff immer noch Papier.

Wohl zwei Menschenalter sind verflossen, seitdem die kunstvoll geschnittenen Gänsefeder den neuen stählernen Schreibfedern weichen mußte. Aber noch wie vor sprechen wir von Schreibfedern. Und dann endlich der Bleistift. Es ist ja richtig. Man kann mit einem Stiff aus metallischem Bleierzgerätern schreiben und wenn auch nicht schwarze, so doch wenigstens graue Linien hervorbringen. Aber es ist lange her, daß man es that. Die alten Römer benützten zum Vorziehen der Linien auf ihren Schriftrollen in der That eine stache Bleischiebe, die sie kurzweg „plumbum“ das heißt Blei nannten. Und im Mittelalter können wir bis in das 15. Jahrhundert wirkliche Bleistifte, das heißt Stifte aus metallischem Blei verfolgen. Aber dann verfiel man auf ein neues Material, welches die Schriftsteller des 16. Jahrhunderts als Reihblei beschrreiben und welches zweifellos nichts anderes ist, als unser wohlbekanntes Graphit, aus dem auch heute noch unsere Bleistifte bestehen.

Im Jahre 1564 wurde in England in Cumberlandgebirge zu Borrowdale eine Graphitgrube entdeckt, welche das Reihblei in einer ganz hervorragend vorzüglichen Qualität enthielt. Der Graphit von Borrowdale zeigt sich durchaus frei von allen störenden Beimengungen und besäß durch seine ganze Masse eine gleiche Härte und Schreibfähigkeit. Man konnte das gewonnene Material sofort mit feinen Sägen in Stifte zerschneiden und in Holz fassen. Diese ersten so einfache Art unter der Regierung der Königin Elisabeth hergestellten Graphitstifte zeigten vorzügliche Eigenschaften, wie die wenigen auf uns gekommenen Reste beweisen. Sie erlangten denn auch in kürzester Zeit Weltruf. Die englische Regierung nahm die Grube von Borrowdale unter ihre Bewachung und ließ nur sechs Wochen in jedem Jahre Graphit brechen, um der schnellen Erschöpfung der Grube vorzubeugen. Die Ausbeute mußte in England selbst bearbeitet werden und nur die Ausfuhr von Bleistiften war gestattet.

Trotz dieser Vorkehrungsmaßregeln war die Grube in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts völlig erschöpft. Man fand nur noch Abfallstoffe, mit denen man nichts anzufangen vermochte. Man verfuhrte sie mit Schwefel und anderen Sachen zusammenzuschmelzen, aber das Ergebnis war nicht brauchbar. So sah man es, als sollte der Bleistift in der Kulturgeschichte eine vorübergehende Erscheinung werden, eine Erscheinung, die plötzlich in großer Vollkommenheit aufgetaucht war und nun wiederum ebenso plötzlich verschwinden sollte.

In jener Zeit hatte sich auch in Bayern eine Bleistiftfabrikation aufgetan. Bereits im Jahre 1726 erwarb die Nürnberger Kirchenbücher Bleistiftmacher und im Jahre 1761, vor 150 Jahren, begann in dem Dorfe Stein bei Nürnberg ein Mann die Bleistiftfabrikation, dessen Namen heute Weltruf in der Branche hat. Es war Caspar Faber, der damals in bescheidenem Hausbetrieb die Herstellung von Bleistiften aufnahm und jede Woche einmal mit seinen Erzeugnissen auf den Markt von Nürnberg ging. Die Zeitläufte waren solcher Grün-

dung nicht eben günstig. Der englische Bleistift genoh immer noch Welt-ruf und in Deutschland fand sich nur sehr viel minderwertigerer Graphit.

Der Gründer der Firma starb im Jahre 1784 und sein Sohn Anton Wilhelm, nach dem sie heut W. Faber firmiert, übernahm den Betrieb. Aber auch er konnte unter den damaligen Verhältnissen keine Seide spinnen und noch im Jahre 1786 wird in einem gerichtlichen Schriftstück das Barvermögen der Firma mit 59 Gulden angegeben.

Aber inzwischen bereiteten sich wichtige Veränderungen und Fortschritte in der Bleistiftfabrikation vor. Beinahe gleichzeitig entdeckten 1795 Conté in Paris und Hardtmut in Wien ein Verfahren, nach welchem sich auch aus weniger gutem Graphit recht gute Stifte herstellen lassen und bis zum heutigen Tage hergestellt werden.

Nach dem Contéschen Verfahren wird der Graphit in Kugelmühlen zu einem haarfeinen Pulver gemahlen und dann durch Schlämmen mit Wasser von allen Verunreinigungen befreit. Ebenso wird weicher Pfeifenton auf das sorgfältigste geschlämmt und gereinigt. Die so vorbereiteten Stoffe werden nun wiederum getrocknet und je nachdem man mehr oder weniger harte oder schwarze Bleistifte erhalten will, in verschiedenen Mengen gemischt. Wiederum wird das so weit vorbereitete und gemischte Material in Kugelmühlen viele Stunden hindurch bearbeitet, um zunächst eine vollkommene Mischung zu erzielen, und dann unter langsamem Wasserzuzug zu einer steifen Pasta geteinet. Jetzt endlich ist das Material fertig, aus welchem die Stiele unserer modernen Bleistifte bestehen.

Jene Pasta kommt in eine Presse, die nach dem bekannten Prinzip der Rubelspritze arbeitet und den Stoff in Form feiner, runder oder sechseckiger Drähte auspresst. Die so gewonnenen Graphitdrähte werden in eiserne Ruffeln gepakt und in diesen längere Zeit bis zur hellen Rothgluth erhitzt. Nach der Abkühlung sind die Bleistiftstiele fertig, sie können nun in Holsöffnungen eingeleimt werden und dann haben wir nach der letzten Politur und dem letzten Schöpfen den modernen Bleistift.

Während die Contésche Erfindung in Paris schnell Eingang fand und die französischen Bleistifte den englischen auf dem Weltmarkt große Konkurrenz machten, bleiben die Verhältnisse in Deutschland klein und rückständig. Anton Wilhelm Faber starb im Jahre 1810 und auch sein Sohn Georg Leonhard, der die Fabrik bis 1839 leitete, konnte sie nicht hochbringen. Allzu groß war das Vorurtheil gegen die deutschen Erzeugnisse, allzu schwer der Absatz bei misstrauischen Konsumenten. Der große Umschwung kam erst, als der Lenz des Begründers Lothar Faber im Jahre 1839 die Fabrik übernahm. Gewiß war in den letzten 50 Jahren ein gewisser geringer Fortschritt zu verzeichnen gewesen. Man hatte einen jährlichen Umsatz von 12.000 Gulden und beschäftigte etwa 20 Arbeiter. Lothar Faber wurde für die Firma etwa das, was Alfred Krupp für die Firma Krupp war. Er leitete das Werk beinahe 60 Jahre von 1839 bis 1896. Er verschaffte dem deutschen Bleistift einen Weltruf und ver-hundertfachte die Arbeiterzahl. Von Anfang an führte Lothar Faber, der im Laufe seiner erfolgreichen Thätigkeit zum Freierrn ernannt wurde, die besten Arbeitsmethoden ein. Das Conté-Verfahren wurde von ihm weiter zur hohen Vollkommenheit ausgebildet. Ferner aber achtete er von Anfang an darauf, daß seine Fabrikate nicht unter irgendwelchen englischen oder französischen Phantasiezeichnungen, sondern unter dem richtigen Firmennamen auf den Markt kamen. Der praktische Erfolg dieser Maßnahmen bestand darin, daß die deutschen Bleistifte heute einen ebenso guten Ruf wie die englischen und französischen Stifte auf dem Weltmarkt besitzen und daß die Bleistiftindustrie einen beachtenswerthen Posten in der deutschen Handelsbilanz bildet.

Und zum Schluß mag noch auf eine weitere merkwürdige Uebereinstimmung der beiden deutschen Firmen Faber und Krupp hingewiesen werden. Das Haus Krupp ist bekanntlich mit Friedrich Alfred Krupp im Mannes-friedrich erloschen. Dessen älteste Tochter Berta heiratete den Herrn von Bohlen und Halbach, der mit königlicher Genehmigung den Namen Krupp von Bohlen-Halbach annahm. Ganz ähnlich ging es dem Hause Faber. Der alte Freierr Lothar überlebte noch seinen Sohn Wilhelm. Dann erlosch der Mannesfamm, und die Enkelin Lothars heiratete den Grafen Alexander von Castell und dieser nahm den Namen Graf von Faber-Castell an. So lebt hier wie dort der alte Name des bürgerlichen Begründers in Verbindung mit einem Adels-titel weiter. Wir finden den neuen Namen auch auf den sogenannten Castellstiften, deren Bezeichnung gewiß manchen gewundert hat.

Nach den Ansichten von Dr. W. Wright hat jeder Mensch den Instinkt eines Vogels. Das geht an, und solange er nicht einen Vogel hat, wird man ihn ungehindert frei umherfliegen lassen.

Aus einer Unze Enttäufung wird oft eine Tonne Pessimismus.

Der Nebel

ist mit dem Herbst ins Land gezogen, und breitet nun wieder wallende Schleier, sobald sich die Dämmerung herniederstent und der Sonnenball tief am westlichen Horizont hinabgesunken ist, über Biese und Wald, über Fluß und See, über Stadt und Dorf. Was ist Nebel? Kurz gesagt: Wasser! Kleine Wasserbläschen oder -kügelchen erfüllen rings die Luft und rufen dadurch Trübungen hervor. Damit also Nebel überhaupt entstehen kann, muß die Luft mit Feuchtigkeit gesättigt sein; damit er sich aber auch wirklich bilde, dazu ist weiter nöthig, daß ein kalter Luftstrom in die feuchte Luft eindringt, oder daß diese Luft ihrer ganzen Masse nach von außen abgekühlt wird. Daß auf letztere Art Nebelbildung vor sich geht, erhellt aus einem sehr einfachen, von jedermann leicht auszuföhrenden Versuch: Man braucht nur bei kaltem Wetter seinen Hauch aus dem Munde mit einer gewissen Schnelligkeit auszu-suchen. Alsobald sieht man einen Regal, dessen Spitze im Munde ruht und der sich in der Luft ziemlich weit hin erstreckt und durch seine trübe, weißliche Färbung deutlich von der ihn umgebenden klaren Luft abheidet. Aus dem Gefagten geht mit Deutlichkeit hervor, daß der Herbst der Nebelbildung besonders günstig ist. Man hat fest-gestellt, daß mit dem Wachsen der Städte der Nebel zugenommen hat — man denke nur an den berüchtigten, fast greifbaren Nebel in London! Das ist ganz natürlich. Denn mit der Zunahme der Städte sind auch die Bedingungen für die Entstehung von Staub und Ruß vermehrt. Diese feinen, in der Luft schwebenden Partikelchen bilden einen Kern, an dem sich mit VorliebeTheilchen verdichteter Luftfeuchtigkeit festsetzen. An dieseTheilchen knüpfen die Moleküle der Luft sich an, die Moleküle der Luft zu unterdrücken, muß man die Staub- und Rußpartikelchen bekämpfen. Gegen den Staub wird wenig zu machen sein. Um so mehr verpicht man sich von den Verdüchtern zur Unterdrückung des Rußes. Dieser entsteht infolge ungenügender Verbrennung. Nach Werner von Siemens sind die Schornsteine — die uns den Ruß beschekern — die Schandfäulen der Industrie. Man muß also für vollständigere Verbrennung sorgen. Die Mächtigkeit ist durch einschlägige Versuche bewiesen. Der Engländer Thomas Parker, der Erbauer der elektrischen Untergrundbahn in London, hat durch Destillation der Kohle bei niedriger Temperatur ein merkwürdiges Erzeugniß hervorgebracht. Ceclit nennt er es. Dieses färbt nicht ab und verbrennt rauch- und rußfrei, sogar bei unvollkommener Luftzufuhr. Dieser uns Parker somit ein vorzuegendes Mittel, so hat ein anderer Engländer, der Chemiker Sir Olivier Lodge, Maßnahmen er-dacht, um den obenstehenden Ruß, die unverbrennten Kohlenstheilchen, aus der Atmosphäre zu entfernen. Große elektrische Kondensatoren werden bei Nebel entladen und bewirken dadurch, daß sich die Rußpartikelchen zur Erde senken und der Nebel sich lichtet. Lodge will seine Erfindung zur Siderung von Eisenbahnzügen verwerthen. Er denkt sich die Sache so: Längs der Schienenzüge sollen derartige Kondensatoren aufgestellt und bei dichtem Nebel entladen werden. Dadurch wird die Luft wieder klar, und der Lokomotivführer ist imstande, Strecke und Signale zu erkennen.

Die Lebenskraft der Haifische scheint geradezu ans Wunderbare zu grenzen. In einem in einer englischen Zeitung veröffentlichten Artikel erzählt William Mingham, daß der grönländische Haifisch auch dann noch weiter kriecht, wenn ihm eine Garpune oder ein Messer den Kopf durchbohrt hat; Voraussetzung ist jedoch, daß das Nervenzentrum unversehrt bleibt. Einmal wurde einem Haifisch das Rückgrat herausgenommen und der Kopf abgetrennt; der Pumpf zappelte aber noch lange hin und her, und das Herz schlug noch zwanzig Minuten nach dem es aus dem Leibe entfernt worden war. Von den isländischen Fische werden die Haifische, nachdem man ihnen die Leber zur Thranerzeugung herausgenommen hat, oft wieder ins Meer gesetzt, wo sie lustig weiterschwimmen. Einmal wurden einem Haifisch Leber, Herz und Eingeweide herausgenommen; dann brachte man den Fisch wieder ins Meer zurück. Er versuchte erst mit dem Schwanz zu schlagen, konnte sich aber bald wieder roth ernieren. Nicht selten fängt man Haifische, die im Körper ein Stück von der furchtbaren Knochenrinne des Schwertsfisches, ihres größten und gefährlichsten Feindes tragen.

Wegen ungenügender Bitterung wird die Fortsetzung des perfischen Feldzugs bis auf weiteres eingestell. In Tripolis ist jedoch das Wetter — günstig!

In der Nähe von Memphis, Tenn., wurde ein Bahnzug von maskierten Räubern überfallen und geplündert. Jetzt kann man auch vom wilden Süden sprechen.

In California haben sich „Auf-fragen die neue Bezeichnung „ticionetten“ zugelegt. Sie klinge netter. Ob sie n werden, ist eine andere